

Bosiljka Schedlich im Gespräch mit Uta Ottmüller

Das Südost-Zentrum und der Krieg in Ex-Jugoslawien¹

Uta Ottmüller: *Liebe Bosiljka, unsere Tagungsgäste waren sehr beeindruckt von der Gastfreundschaft des "südost Zentrums" und von den Frauen aus Ex-Jugoslawien, die uns so köstlich bewirten haben. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer sagten, sie hätten sich selten in einem Tagungszentrum so wohl gefühlt, wie bei Euch. Ganz besonders berührt hat uns Dein Bericht darüber, wie Du selbst und Deine Kolleginnen und Kollegen Dich/sich auf die Realität der Kriegstraumata eingelassen habt, mit denen so viele Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten zu Euch kamen. Ich habe Dich deshalb um ein Interview für unser Jahrbuch gebeten und bitte Dich zu Anfang, uns etwas über die Entstehungsgeschichte des 1992 gegründeten "südost Zentrums" zu berichten.*

Bosiljka Schedlich: "südost Europa Kultur e.V." ist entstanden, um einen Ort des Friedens zu schaffen. Und um der Ohnmacht zu begegnen, dem wachsenden Misstrauen und den Angstgefühlen unter den 32 000 Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die, wie ich selbst, Ende der achtziger Jahre in Berlin lebten – als Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, wie man damals sagte. Auch so weit weg von der Heimat konnten viele nicht der nationalistischen Propaganda widerstehen. In ihrem von Wirtschaftskrisen geschüttelten Herkunftsland führten die Führer unterschiedlicher Landesteile einen Machtkampf, der sich zunehmend der Bilder früherer Kriege bediente, vom Zweiten Weltkrieg, aber auch dem Krieg auf dem Amselfeld vor 600 Jahren. Die alten Schrecken, häufig in Mythen verwandelt, wurden hervorgeholt, um den jeweils "Anderen" das Menschsein abzusprechen, um sie als würdelose, unkultivierte, primitive Wesen darzustellen. Wie immer und überall vor Kriegen. Konflikte unter den Arbeitskollegen, fristlose Kündigungen, viele geschiedene Ehen und psychisch zerrissene Kinder, die nicht wussten, ob sie sich für die Familie der Mutter oder für die des Vaters, für Serbien oder Kroatien, entscheiden sollten, waren die Folge, auch in Berlin.

südost wollte durch Kultur eine Brücke der Verständigung schaffen. Leicht war es nicht. Das Wort als Ausdruck des Verstehens, der Vernunft erreichte immer weniger Menschen. Gleich was gesagt wurde, es wurde umgedeutet und falsch ausgelegt. Panik, Gefühle von Bedrohung und Verfolgung beherrschten immer mehr Menschen.

Die Verunsicherung über die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien hatte sich ausgebreitet auch auf andere Länder. Es gab keine Einsicht in die Notwendigkeit einer friedlichen Intervention, um den drohenden Gewaltausbruch zu verhindern.

Es gab damals Deutsche, Sachkenner der Situation im ehemaligen Jugoslawien, die uns unterstützten; einige wurden auch Gründungsmitglieder. Eine breite Unterstützung für unser Anliegen, den neuen europäischen Nationalismus zu verhin-

¹ Gespräch aufgezeichnet am 2. Oktober 2008, transkribiert von Katrin Gielen.

dem, gab es nicht. Was fehlte, war die politische Einsicht, dass ein neuer nationalistischer Krieg bevorsteht, den Europäer hätten verhindern können. In Berlin war sichtbar, wie nationalistische Gruppierungen Menschen aus- und aufeinander trieben.

Du meinst ex-jugoslawische Gruppierungen?

Ja, Serben (orthodoxe Christen), Albaner aus Kosovo, Kroaten (katholische Christen), Bosniaken (Muslime) usw. Wir haben ein Zentrum für jeden Menschen, unabhängig davon, zu welcher Gruppe er gehört, gegründet. Dieses wurde skeptisch beäugt von den Nationalisten; so versuchten Vertreter einiger Vereine Einfluss auf den Berliner Senat auszuüben. Weil Jugoslawien zerfallen war, verlangten sie zum Beispiel, dass jenes Geld, das für *südost* bewilligt wurde, auf alle Vereine der Bürger des ehemaligen Jugoslawien verteilt wird. *südost* war aber kein nationaler, jugoslawischer Verein, zumal das Wort Jugoslawien in der Zeit von Milošević's Politik besetzt war. Wir wollten das Interesse für diesen südöstlichen Teil Europas, für die Kultur dieser Region wecken, zur Förderung deutsch-südosteuropäischer Kulturbeziehungen beitragen. Also richtete sich der Verein an Berliner Bürger insgesamt.

Ein wichtiges Anliegen war es, BerlinerInnen zu motivieren, den Frieden in Jugoslawien und damit die Mehrheit der jugoslawischen Bevölkerung zu unterstützen, die auf keinen Fall in den Krieg gegeneinander ziehen wollten. Jedoch blieben für die meisten Menschen die Ereignisse in Jugoslawien lediglich unverstandene schreckliche Nachrichten, etwas, was man weder verstehen, noch mit sich selbst in Verbindung bringen konnte. Im Frieden glauben wir stets, die Kriege seien für uns ein- für allemal vorbei. Was für ein Irrtum.

Als dann mit dem Krieg dort die Flüchtlinge nach Berlin kamen, halfen vor allem die BerlinerInnen, die selbst Opfer von Vertreibungen und Flucht waren. Sie konnten die Leiden der Flüchtlinge nachvollziehen. Wir haben nicht nur in Deutschland eine starke Kultur der humanitären Unterstützung von Menschen, die sich in der Krise befinden. Eine Kultur zum Erhalt des Friedens und zur Verhinderung des Krieges gibt es immer noch nicht. Die heutigen Interventionen setzen erst dann ein, wenn schon geschossen wird. Dann müssen die Helfer auch schießen.

Da spielt sicherlich auch der Umgang mit Deserteuren eine Rolle. Daran kann ich mich erinnern, dass damals von der Friedensbewegung gefordert wurde, dass Deserteure aus Ex-Jugoslawien hier als Flüchtlinge anerkannt werden, und das war ja nicht der Fall.

Es gab Tausende Deserteure, die keine Rechte in Europa hatten und sich ohne Geld durchschlugen. Viele von ihnen waren Studenten. Dieses ist erst dann ein Thema geworden, als der Krieg schon lief.

Die Friedensbewegung war unsicher, sie hat weder vor dem Krieg, noch während des Krieges dagegen demonstriert. Die meisten Politiker schienen auch nicht zu wissen, was sie sagen oder tun sollten. Willy Brandt und Günter Grass, die ein großes Ansehen und großen Einfluss in Jugoslawien genossen, hatten auch keine Worte gefunden, auch sie haben sich aus einer öffentlichen Debatte zu diesem The-

ma herausgezogen. Niemand war darauf vorbereitet, dass gerade dort, wo es so lange gut war, jetzt ein Brand entstehen würde. Es brannte heftig.

Ich habe damals diese Haltung verurteilt, heute versuche ich, es zu verstehen. Deutschland hatte sich vereinigt und war mit sich selbst beschäftigt. England und Frankreich hatten mit Skepsis auf diese Veränderung in Europa geschaut. Sie sahen skeptisch, was Österreich und Deutschland für positiv geheißen hatten. Die alten Allianzen, wie im Ersten Weltkrieg, verhinderten eine Einigung darüber, die positiven Kräfte aus ganz Jugoslawien zu unterstützen und sich nicht in eine kroatisch-slowenisch-bosnische und eine ostjugoslawische Seite zu spalten. Die Anspannung, die weggefallen war mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, hat Beben verursacht, die dort zerstörten, wo es am wenigsten im Argen war. Jugoslawien galt als besonders sicher, als besonders liberal. Es gab dort keine große kritische Bewegung, man schien mit sich zufrieden zu sein.

Wo man nicht aufpasst, wird man schwach. Der Frieden, die Demokratie können nur so lange leben, wie man darauf achtet, dass sie erhalten bleiben. Glaubt man, sie erreicht zu haben, sterben sie an den Kräften, die sich über die anderen hinwegstellen wollen. Die tun dann das, was in allen Kriegen geschieht: rauben, morden, vertreiben.

Die jugoslawischen Politiker stritten miteinander, unfähig, die Wirtschaftskrise in den Griff zu bekommen. Die Inflationsrate vor dem Krieg betrug 2500 Prozent. Im Kampf um die Macht bedienten sie sich der Argumente aus früheren Konflikten. Sie erzeugten eine Stimmung, in der Recht und Gesetze keine Rolle mehr spielten. Jeder fühlte sich bedroht, jeder konnte machen, was er wollte, solange es unter dem Deckmantel der Interessen der jeweiligen nationalen Gruppierung stand. Die paramilitärischen Einheiten bildeten meist junge Männer, häufig Fußballfans ohne Ausbildung, ohne Verankerung in der Gesellschaft. Ihre Eltern kamen im Zuge der Industrialisierung vom Lande und waren kulturell in der Stadt noch nicht ganz verwurzelt. So ähnlich wie in Deutschland zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Diese jungen Männer wollten eine Video- und Stereoanlage, Geld und Gold haben. Dafür waren sie bereit, Menschen zu töten und ihre Häuser anzünden.

Nach dem Krieg standen Millionen Verarmter einer Handvoll von Millionären gegenüber. Wie nach allen Kriegen, in denen auch Menschenleben zu Nullen gemacht werden, zu Nullen auf Konten von Millionären.

Ich denke, dass sicher auch der Zweite Weltkrieg und die verschiedenen Kriege vorher eine Rolle gespielt haben für diese leichte Verführbarkeit der jugoslawischen Männer.

Das Vorherige beeinflusst stets das Neue. In Jugoslawien konnten wir lesen, was wir wollten, frei reisen, waren krankenversichert, die Rente schien sicher zu sein. Dennoch lebten die Menschen in einer Ideologie. Sie besagte: wir sind die Sieger, wir sind die besten Sozialisten, wir sind auf der Seite der Alliierten und gleichzeitig auf der Seite der unabhängigen Staaten der Dritten Welt. Daraus war eine gewisse Arroganz entstanden, der naive Glaube, es würde für immer so bleiben.

Es fehlte, wie anderswo auch, die persönliche Aufarbeitung der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges. Es gab jedoch viele Menschen, die nicht Partisanen waren, die

auf der anderen Seite gekämpft hatten, deren Angehörige in einigen Nachkriegsjahren auch politisch verfolgt wurden. Ich bin drei Jahre nach dem Krieg geboren, aber ich wusste das alles nicht. Meine beste Freundin erzählte mir erst zu Beginn des neuen Krieges, was sie alles in Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg erlitten hatte. In den neunziger Jahren hat sie dann die Nationalisten gewählt.

Die neuen Nationalisten haben mit den nationalistischen Symbolen aus dem Zweiten Weltkrieg den Kampf an den Fronten ausgetragen, wo die Kämpfe im Zweiten Weltkrieg ebenfalls geführt worden waren. Wie damals sind Morde fast in identischer Weise in den neunziger Jahren wieder passiert, aus Rache. General Mladić hat in Srebrenica zum Töten muslimischer Männer aufgerufen für die verlorene Schlacht auf dem Amselfeld vor 600 Jahren. Etwa achttausend Männer wurden umgebracht.

In der Therapiearbeit in Berlin wurde geschildert, dass die serbischen Nachbarn, kurz bevor sie Muslime und Kroaten in Lager gebracht haben, wo viele dann umgebracht wurden, panische Angst hatten, man würde sie umbringen – wie im Zweiten Weltkrieg. So haben die unverarbeiteten Ängste aus dem Zweiten Weltkrieg psychologisch den neuen Kriegsausbruch erleichtert. Es ist bei anderen Konflikten, an anderen Orten, genauso.

In Deutschland scheidet die Aufarbeitung der Erlebnisse der Deutschen im Zweiten Weltkrieg, in den ausgebombten Häusern, auf der Flucht über die Ostsee oder anderswo, erst jetzt möglich zu sein. Einige Männer sprechen auch darüber, was sie damals als Soldaten erlebt haben. Nachdem ich Hunderte Geschichten von Opfern des jugoslawischen Krieges in den neunziger Jahren gehört habe, glaube ich, dass ein wesentlicher Schritt zur Verhinderung neuer Kriege darin liegt, nicht nur mit den Opfern, sondern auch mit den Tätern zu arbeiten und ihnen zu helfen, das Erlebte bewusst wahrzunehmen und zu überwinden.

Da würde ich Dich jetzt bitten, das ein bisschen mehr auszuführen. Was das heißt, mit den Opfern zu arbeiten und auch mit den Tätern. Und vielleicht auch die Frage, ob man das immer so hundertprozentig unterscheiden kann, wer Opfer und wer Täter ist. Oder ob es da auch im Laufe der Zeit Abwechslungen gibt?

Zu *südost* kamen gleich nach dem Ausbruch des Krieges sehr viele Menschen. Wir haben sofort psychologische und psychiatrische Beratung angeboten, was zunächst nur von einigen in Anspruch genommen wurde. Erst als der Daytoner Vertrag unterzeichnet wurde und die Flüchtlinge zwei Tage danach aufgefordert wurden, Deutschland sofort zu verlassen, kamen die Kriegsbilder wieder zurück. Die Angst, zurückkehren zu müssen, löste bei vielen körperliche Reaktionen wie eine verstärkte Funktion der Schilddrüse, Gehirnschläge, Herzinfarkte, Magengeschwüre und Blutungen aus. Viele Menschen sind in dieser Zeit plötzlich gestorben.

Sie wurden in den Krieg zurück versetzt, während sie hier waren?

Ja. Sie hatten Sehnsucht nach zu Hause und den Wunsch nach einer Rückkehr. Aber erst, wenn der Frieden eingekehrt ist. Praktisch war der Krieg nur auf dem Papier beendet und ihre Angst berechtigt. Sie dachten, wenn sie nach Hause zurückkehren,

erwartet sie das, was sie verlassen hatten. Sie konnten die Kriegsbilder in sich nicht mehr verdrängen und kamen nicht mehr zur Ruhe. Sie kamen vereinzelt zu mir und erzählten mir zum ersten Mal ihre schrecklichen Geschichten aus Srebrenica, aus den unterschiedlichen Konzentrationslagern, von der Flucht. Es kamen so viele, dass meine ganze Zeit damit belegt wurde. Es war nicht möglich, die Verängstigten abzuweisen, es gab keinen Ort, zu dem ich sie hätte schicken können. Das gerade gegründete Behandlungszentrum für Folteropfer hatte sich vor allem mit politischen Häftlingen, insbesondere aus der DDR, befasst, das Xenion hatte auch nicht die Kapazitäten für all die Menschen. Es gab Wartezeiten von bis zu 2 Jahren.

Also hörte ich mir die Geschichten an, obwohl ich auch keinen Ausweg wusste. Unter dem Druck meiner KollegInnen, die von mir den Einsatz für andere Projekte verlangten, musste ich irgendwann einsehen, dass ich das nicht für ewig so weitermachen konnte.

So schlug ich vor, dass die Menschen an einem Tag für zwei Stunden alle zusammen zu mir kommen. Das war ganz problematisch, weil sie Angst hatten, vor anderen über das zu sprechen, was sie mir unter vier Augen erzählt hatten. Sie haben sich geschämt, weil sie Symptome von "Verrückten" hatten. Ich habe ihnen dann gesagt, die anderen haben auch dieselben Symptome, und es scheint das Normale zu sein nach all dem, was sie erlebt hatten. Zur ersten Sitzung an einem Freitag kamen 8 Leute, zur zweiten 20, zur vierten 40, und ich hatte bald über 100 Menschen, Frauen und Männer, die in die Gruppe kamen. Ich habe verstanden, dass ich für die Frauen eine gesonderte Gruppe aufbauen muss, weil es viele vergewaltigte Frauen unter ihnen gab, die vor den Männern auf gar keinen Fall über ihre Erfahrungen sprechen konnten.

Nach drei Monaten hat sich eine Analytikerin gefunden, Christiane Angermann-Küster, die dann diese Frauengruppe geleitet hat. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die vergewaltigten Frauen insgesamt sehr schwer öffentlich darüber sprechen konnten, was sie erlebt hatten, und dass sie nur unter Frauen mit gleicher Erfahrung etwas sagen können.

In den Gruppen saßen sehr viele Menschen, sechzig, achtzig. Ich hatte früher Gruppen von Arbeitsemigrantinnen geleitet und fing diese Arbeit in der entsprechenden Weise an. Es war wichtig zu sagen, dass jeder seine eigene Waage hat, dass man das eigene Leid nicht mit anderen vergleichen kann, und dass für jeden das eigene Erlebte das schwerste ist, dass das Leid individuell ist. Und dass alles Gesprochene in der Gruppe bleiben soll.

Am Anfang haben sich die Menschen mit ihrer Geschichte vorgestellt; nicht immer kamen alle an die Reihe in den zwei Sitzungsstunden. Die meisten hörten zu und bereiteten sich innerlich vor, um später über sich zu sprechen. Manche haben es erst nach zwei Jahren geschafft, ihre Geschichte zu erzählen. Nach der ersten Sitzung ging es vielen schlecht, so wollten sie nicht mehr kommen. Sie lernten, dass dies normal ist, dass es weh tut, wenn man sich mit schmerzlichen Dingen beschäftigt. Sie lernten aber auch, dass es gut tut, über die nächtlichen Geister zu sprechen, sie anzusehen mit allen anderen im Raum. Das so bewusst Wahrgenommene war besiegt und konnte nachts nicht mehr spuken.

Es wurde manchmal sehr laut in der Gruppe, und manchmal herrschte eine Totenstille. Die stillen Momente waren sehr viel schwieriger auszuhalten als die lauten,

in denen ungebremst die Angst herauskam. Die Stille erinnerte sie an die Ohnmacht während der Folterzeit.

Die Gruppe wurde immer mehr zum Ort des Vertrauens; dort waren viele andere, die auch den Schrecken erlebt und überlebt hatten. Es war ein Ort, an dem man wieder Teil einer Gemeinschaft war. Der Krieg zwingt die Menschen, Teil einer Masse zu sein, in der sie sich ihrer Individualität beraubt, einsam und verloren fühlen. Sie haben dort Angst vor jedem, vor den eigenen und vor den fremden Menschen. In der neuen Gruppe konnten sie das miteinander teilen, was die Anderen, die diese Erfahrungen nicht hatten, nicht hören wollten, was ihnen selbst Scham- und Schuldgefühle bereitete.

Einige Väter berichteten, dass sie so empfindlich seien, nichts vertragen und ihre Frauen und ihre Kinder schlagen wollten, wenn die Kinder zu Hause Geräusche machten oder die Frau ein falsches Wort sagte. Sie wussten, dass sie nicht im Recht waren. Sie waren voller Wunden, konnten nichts aushalten. Deshalb liefen sie den ganzen Tag durch die Stadt, um nicht mit ihrer Familie konfrontiert zu sein. Einige baten: "Hilf mir, ich bringe sonst meine Familie um". Sie lernen in der Gruppe, dass es den anderen genauso ging, dass dieses normal ist nach all dem, was sie erlebt hatten. Und dass durch das Sprechen in ihnen selbst viele Salben für ihre dünne Haut entstehen.

Mit der Zeit konnten über 30 kleine Gruppen gebildet werden. Zeitweilig haben im *südost* 45 Psychotherapeuten mit Gruppen oder Einzelnen gearbeitet. Vielen Menschen war es möglich, soweit zu kommen, dass sie ihren Hass und ihre Rachephantasien ausdrücken konnten. Sie erzählten, wie sie ihre Peiniger foltern oder umbringen würden. Einige zuckten zusammen, weil das genauso schlimm war, wie das, was ihnen widerfahren war. Andere wollten alle Angehörigen ihrer Gegner umbringen. Das ging ein halbes Jahr so, bis eines Tages einer von den Männern sagte: "Wenn es ausgesprochen ist, muss man es nicht mehr tun".

Dieser Satz "Wenn es ausgesprochen ist, muss man es nicht mehr tun" war ein kleiner Erfolg der dreijährigen Arbeit. Danach wurde davon gesprochen, wie es vor dem Krieg war und was mit ihren Nachbarn passiert war, wenn sie nicht mitmachen wollten; dass in den Lagern Omarska und Keratem die Serben durch Serben am schlimmsten gefoltert wurden, als Abschreckung für andere Serben, die nicht mitmachen wollten. Sie waren froh, dass sie nicht als Serben in einem serbischen Lager gewesen waren.

Sie haben berichtet, dass in Krisensituationen Menschen, um zu überleben, wegschauten. Sie, die Opfer, haben es ihren Nachbarn nun nicht mehr verübelt. Durch das Aussprechen des Erlittenen und das Sprechen über Hass und Rache konnten sie aus ihrer Identität als Opfer heraus kommen und einen kleinen Pfad zu ihrer Identität vor dem Krieg knüpfen, und daraus Kraft schöpfen, eine Zukunft zu wagen.

Ich frage mich, wie Du das ausgehalten hast? Also gerade diese Phase, von der Du gesprochen hast, wo einfach die Rachephantasien verbalisiert wurden und Du die Hauptverantwortliche warst, die diese Gruppen ermutigt hat, zusammen zu kommen. Ich kann mir denken, dass Du da viele schlaflose Nächte gehabt hast. Ich finde es beeindruckend, dass Du das durchhalten konntest.

Es gab viele Menschen unter den Flüchtlingen und unter den Berlinern, mit denen es möglich war, verschiedene Programme aufzubauen. Die Therapiegruppen waren nur ein Teil dessen, was bei *südost* gelaufen ist. Es gab Beratungen und Bildungsprojekte, eine Schule für vier Baugewerke, eine klassische und drei Fachgymnasien. Es wurden viele politische Veranstaltungen, Kongresse, Austausch von Therapeuten u.s.w. durchgeführt. Aber auch kulturelle Veranstaltungen, während der ganzen Zeit. Die Räume, in denen so viel über den Krieg und die Schrecken gesprochen wurde, wurden für die Ausstellungen, zum Musizieren und für Theateraufführungen genutzt. Die Kulturveranstaltungen wirkten wie eine Reinigung der belasteten Seelen. Die Flüchtlinge kamen in großer Anzahl dazu, sie waren ganz sehnsüchtig danach. Es war deutlich spürbar, dass die Kultur die angstfreien Beziehungen unter den Menschen widerspiegelte, ja das Leben in Frieden. Und dass Kulturveranstaltungen ein Fest des Vertrauens darstellten.

In meinen schlaflosen Nächten habe ich versucht zu lesen, konnte mich jedoch kaum konzentrieren. Ich las dann die Bibel. Eine Geschichte des Schreckens jagt dort die andere, das menschliche Leben war schon immer voller gewalttätiger Auseinandersetzungen. Es gab jedoch auch immer Zeiten des Friedens. Manchmal hatte ich morgens keine Kraft, aufzustehen, einen Tag zu beginnen. Da habe ich mir vorgestellt, ich liege im Sarg, im Grab, und bin tot. Die Stille umgab mich unter der Steinplatte meines Grabes. Nach einer Weile konnte ich in Gedanken vor der Kirche meines Bergdorfes stehen und im Sonnenschein auf das Tal sehen, auf die spiegelnden Wassertümpel, auf die Berge und den blauen Himmel. Dann konnte ich wieder aufstehen und zur Arbeit gehen.

Während ich bei Christiane Angermann-Küster in der Frauengruppe jeden Freitag simultan übersetzte, lernte ich viel, was mir bei der Leitung der Männergruppe half. Ich hatte auch eine Supervision. Es war uns wichtig, dass diese Menschen das Gefühl entwickeln, dass in ihnen trotz aller Erlebnisse Kraft lebt, dass sie diese Kraft wecken können und dass es sich lohnt, sich zu wehren, auch in einem fremden Land. Dass es sich lohnt, die Hoffnung nicht zu verlieren. Häufig musste ich mich selbst ermuntern, um weiter zu machen.

Ich konnte den verzweifelten Menschen nur versprechen, Verbündete zu suchen und für ihre Menschenrechte zu kämpfen. Ich suchte nach Worten, die Not beschreiben, und trug sie an vielen Stellen vor. Manchmal gelang es mir, jemanden zu erreichen, dann wurde es still. Manchmal wollte jemand über sich selbst erzählen. Das Ausgesprochene hilft auch anderen, die eigenen, verdrängten Erlebnisse zu artikulieren.

Für die Geflohenen stand neben dem Erlebten auch immer die Sorge um das, was hier in Deutschland mit ihnen geschieht. Die unvernünftige Sozial- und Abschiebungspolitik traktierte und demütigte sie täglich.

Bischof Huber und Kardinal Sterzinsky haben damals einen Runden Tisch über die bosnischen Kriegsflüchtlinge einberufen. Vertreter der Beratungsstellen, Abgeordnete und Verwaltungsangehörige kamen dazu. Referenten aus Bosnien berichteten, Hans Koschnick kam, UNHCR-Vertreter, Bundeswehrangehörige. Die Rückführung der Traumatisierten wurde daraufhin zunächst ausgesetzt; im Jahre 2000 wurde von der Innenministerkonferenz verabschiedet, dass traumatisierte Menschen bleiben dürfen.

Den politischen Kampf für ihre rechtliche Sicherheit brauchten die Flüchtlinge genauso wie eine Therapie. Sie brauchen Menschenrechte, also das Recht auf Bildung, auf Arbeit, um wieder Vertrauen in die Menschheit zu bilden. Um in der alten Heimat angstfrei leben zu können, brauchen Opfer die Sicherheit, dass die Täter sich verändert haben. Das könnte geschehen durch Einsicht und öffentliches Eingeständnis der Taten. Ohne therapeutische Begleitung geht das nicht. Auch nicht ohne eine neue Haltung dazu; letztendlich ist es immer auch eine gemeinsame Tragödie aller Beteiligten, der Opfer- und der Täterseite.

Eine Tragödie, aus der wir lernen können?

Ja. Viel näher als ich, die ich es nur aus zweiter Hand kann, können Flüchtlinge selbst über das erzählen, was passiert ist. Ich denke, dass sie alle, jeder für sich, eine Quelle des menschlichen Wissens darüber sind, wie eine friedliche zivilisierte Gesellschaft durcheinander geraten und im Krieg zerfallen kann. Sie haben die Normalität des Krieges im Alltag erlebt, in dem sie sich so einleben konnten, als hätte es nie den Frieden gegeben. Es ist derselbe Zustand, in dem wir ohne Krieg leben. Wir verdrängen das andere, was nicht da ist, und stecken voll in dem, was im Moment passiert. Es ist zwar gut, dass wir in der Zeit des Friedens das Schreckliche verdrängen und uns der Freude des Lebens wieder zuwenden, aber es bringt uns nicht weiter. Bei allem Fortschritt der Technik sind wir nicht so weit, dass wir mit unseren Aggressionen zuverlässig so umgehen können, dass wir Gewaltausbrüche zwischen den Menschen, Kriege, verhindern.

Ich glaube, wir könnten das, wenn wir uns trauen würden, die Gewalt zu verlernen und unsere eigene Vergänglichkeit anzunehmen. Das würde uns viel Kraft geben, um einen freudigen Alltag zu leben in der Zeit, in der wir auf der Welt sind. Wir wissen das, aber wir schieben es doch immer wieder von uns im Glauben, die Krankheit, der Krieg und der Tod würden uns selbst nie erreichen. Wir glauben, Versicherung oder finanzielle Absicherung könnten uns davor schützen. Wir haben Angst vor dem Tod, obwohl es uns überhaupt nicht hilft. In der Annahme des eigenen Todes liegt die Chance, bewusst und frei zu leben.

Ich habe mich durch diese Arbeit verändert, bin leichter und fröhlicher geworden. Manchmal vergesse ich, was ich gelernt habe. Ich fühle mich geborgen nur im Bewusstsein der Veränderbarkeit einer jeden Sache. Ich weiß, dass es jederzeit, in jeder Gesellschaft, immer wieder von neuem, möglich ist, dass Angst entsteht, Panik ausbricht, und dass Menschen auf Menschen losgehen. Der Überlebenstrieb ist blind für andere, er ist einer der stärksten Triebe, er steht weit vor dem Humanen, dem Zivilisierten. Bei den meisten Menschen rückt der Verstand und die Vernunft, das Humane, das uns durch Religionen oder humanistische Erziehung anezogene, in den Hintergrund, wenn das Vertrauen des Friedens verloren geht, wenn wir uns in Gefahr befinden oder glauben, in Gefahr zu sein. Wir sehen, wie in großen Gruppen in den Kriegen und täglich in den Familien, in Gaststätten, im Straßenverkehr die Menschen aufeinander losgehen.

Die Gewalt ist überall vorhanden, mit ihr umzugehen, heißt für mich, dass wir tatsächlich unsere Kultur überdenken müssten. Wir brauchen eine Streitkultur wie die, mit der die Kinder auf die Welt kommen. Sie toben gleich alles aus und dann ist

es weg. Sie tragen nichts nach. Als Erwachsene schlucken wir viel und sammeln viel, was irgendwann in Krisen gewaltig aufbricht. Wie jetzt in Jugoslawien, als die nichtverarbeiteten Wunden des Zweiten Weltkrieges den Ausbruch von neuer Gewalt erleichtert haben.

Ich habe bei den Flüchtlingen die Kraft bewundert, mit der sie so viele Schrecken überlebt haben. Ihnen helfen zu können, wieder lebendig zu werden, zu hoffen, sich freuen zu können, das habe ich genossen. Es war so oft schwieriger, Worte zu finden, die das Leid dieser Menschen schilderten, ohne anzuklagen, und die Verständnis schufen, ohne Angst und Ablehnung auszulösen.

Können wir zum Schluss noch mal zu der Ohnmacht zurückkommen, über die Du in Deinem Vortrag "Ohnmacht und Züchtigung in Familien" gesprochen hast?

Ohnmacht entsteht, wenn Menschen angegriffen werden und sich nicht verteidigen können. Schon bei Touristen in einem fremden Land entsteht Unbehagen, wenn sie die Sprache oder die Sitten nicht verstehen. Oder bei den MigrantInnen, die in der Fremde alles neu erlernen müssen. Da geschieht es, dass die Männer sich an der Zeit orientieren, aus der sie gekommen sind, die Kinder ihre Wurzeln in die Zukunft strecken, während die Frauen dazwischen gespannt sind. Um die Kinder zu erreichen, sie nicht zu verlieren, gehen die Männer über die Frauen und schlagen die Kinder.

Bei den Kriegsflüchtlingen ist das noch viel gravierender. Neben dem Problem der Fremde fehlt es ihnen an rechtlicher Sicherheit, Arbeit und Ausbildung. Einerseits dankbar für das Brot und die Bleibe, sind sie voller Scham und Schuldgefühle, dass sie für ihr Leben und das ihrer Familie nicht selbst sorgen dürfen.

Dazu wollte ich noch nachfragen, wie Du die Arbeit in den großen Gruppen in Bezug auf die kleineren therapeutischen Gruppen bewertest? Denn wahrscheinlich hätten doch viele der Geflohenen das sonst von sich gewiesen, dass sie psychologische Hilfe brauchen?

Es war sehr hilfreich, dass sie in eine Einrichtung kamen, die nicht alleine als eine therapeutische Einrichtung galt. Auf der Straße konnte niemand wissen, weshalb sie ins *südost* gingen. Sie konnten nicht stigmatisiert werden, denn wenn sie zu *südost* kamen, konnten sie zu Beratungen, Kursen oder Behandlungen kommen. In der Gruppe haben sie gelernt, dass sie nicht verrückt sind, dass ihre Traumatisierung und ihre Symptome eine natürliche Folge dessen sind, was sie erlebt haben, was ihnen angetan wurde. In ihren Gruppen baute sich Vertrauen auf. Sie organisierten später Feste und luden andere dazu ein. Es war ihnen ganz wichtig, dass Deutsche zuhören, was sie erlebt hatten, dort im Krieg und hier mit der Ausländerbehörde und Sozialämtern. Große Politiker setzten sich für sie ein, z.B. Hans Koschnick. Das hat ihnen gezeigt, dass es Menschen gibt, die auf ihrer Seite sind. Sie erkannten aber auch, dass diese Gesellschaft noch nicht so weit war, mit ihnen anders umzugehen.

Es hat sich dennoch einiges verbessert seit den neunziger Jahren. Viele Therapeuten haben durch die Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen den Zugang zu Kriegstraumata in ihren eigenen Familien entdeckt. Vor 1992 gab es keine deutsche

psychologische Fakultät, an der das Thema Kriegstrauma gelehrt wurde. Es gibt jetzt keine mehr, an der es nicht der Fall ist. Das Wort Trauma ist ganz gegenwärtig geworden. Sogar die Bundeswehr beschäftigt seit 1998 fast 200 Therapeuten. Psychologen arbeiten in den Schulen, nach Unfällen, bei jeglichen Katastrophen. Aus den Wunden des Postnationalismus in Südosteuropa in den neunziger Jahren scheint unsere Gesellschaft ein wenig gelernt zu haben, ihre eigenen Narben, auch die aus dem Zweiten Weltkrieg, zu sehen und darüber zu sprechen.

südost arbeitet weiter für die Kriegsoffer aus Südosteuropa und ihre Nachkommen. Die Stiftung *ÜBERBRÜCKEN* arbeitet mit allen Seiten, damit keine neuen Kinder eines Tages Opfer oder Täter werden.

Liebe Bosiljka, ich danke Dir sehr herzlich für dieses Gespräch!